

# Der liebe Augustin

---

Mitte des 17. Jahrhunderts war das Bierhaus „Zum roten Dachl“ auf dem Fleischmarkt eine der begehrtesten und bestbesuchten Bierschenken in der Stadt. Es gab nur einen einzigen Raum mit niedriger Decke, kleinen vergitterten Fenstern und rußgeschwärzten Wänden. Dort spielte jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag der Dudelsackpfeifer und Bänkelsänger Martin Augustin. Seine Erscheinung war ärmlich, seine Beine steckten in weiten Hosen, sein Rock war geflickt, auf dem Kopfe trug er ein spitzes, keckes Hütchen. Das Beste, das er sein Eigen nannte, waren seine sangesfreudige Kehle, seine Fröhlichkeit und sein Dudelsack, den er immer bei sich trug.

Im Sommer des Jahres 1779 brach plötzlich die gefürchtete Pest aus. Aus Angst vor Ansteckung wurden die meisten Wein- und Bierhäuser gesperrt.

Nur in der Bierschenke „Zum Roten Dachl“ ging es noch lustig her. Der Sänger Augustin trillerte, stets angetrunken, seine etwas derben, doch lustigen Lieder. Man trank, wohl auch um sich etwas Mut gegen die schlimme Krankheit anzutrinken. Doch die Pest wurde immer schlimmer, sie wütete immer grauenvoller, die Menschen starben in großer Zahl, ganze Straßenzüge wurden menschenleer. Wer konnte, floh aus der Stadt.

Die vielen Pestopfer wurden aus den Häusern getragen und auf offene Karren geladen. Außerhalb der Stadt hob man tiefe Gruben aus und warf die Verstorbenen hinein.

So kam es, dass eines Tages kein Gast mehr im „Roten Dachl“ erschien, nur Augustin und der Dachlwirt waren anwesend. Der sonst immer unerschütterliche und lustige Augustin suchte seine Enttäuschung durch eine Menge Bier und Branntwein zu ertränken. Nachdem er seine letzten Münzen vertrunken hatte und kaum noch stehen konnte, trat er missmutig seinen Heimweg an. Laut sang er vor sich hin:

*O du lieber Augustin,  
s' Geld ist hin,  
die Freud' ist hin,  
oh du lieber Augustin,  
alles ist hin!*

Immer wieder dieselbe Strophe!

So torkelte er weiter durch die Straßen, über den Stephansplatz, den Stock-im-Eisen-Platz, den Graben und den Kohlmarkt zum Burgtor. Irgendwo im freien Gelände

außerhalb der Stadtmauer stürzte er, blieb auf der Straße liegen und schlief sofort ein.

Nach Stunden kamen die Siechenknechte mit ihrem Leichenkarren des Weges und fanden den am Straßenrand liegenden Betrunkenen. Sie dachten, er wäre tot, und warfen ihn zu den anderen Leichen auf den Wagen. Augustin war zu betrunken, um das zu bemerken. Bei der Pestgrube in der Nähe der Kirche St. Ulrich angekommen, warfen ihn die Knechte mit den Leichen in die Grube. Tief und fest schlief er seinen Rausch aus. Erst beim Morgengrauen erwachte er inmitten der stinkenden Leichen. Er schrie aus voller Kehle, stieg ärgerlich auf den toten Körpern umher, aber er konnte nicht aus der Grube entkommen, sie war zu tief. Erst nach langer Zeit kamen wieder die Siechenknechte mit einer neuen Todesfuhr herbei. Als sie den ihnen bekannten Zecher erblickten, riefen sie spöttelnd: „Schaut, der liebe Augustin in der Pestgrube!“ Schließlich halfen sie ihm aber doch mit einem langen Strick heraus.

Augustin blieb wie durch ein Wunder von einer Ansteckung verschont. Doch dieses fürchterliche Abenteuer beeindruckte ihn nicht sehr. Er setzte seine gewohnte Lebensweise fort, seine Fröhlichkeit blieb ihm erhalten. Sein Erlebnis besang er noch viele Jahre, in Reime geformt in der Bierstube „Zum Roten Dachl“. Angeblich verstarb er sieben Jahre später, am 11. März 1685, im Alter von 42 Jahren. Im „Roten Dachl“ aber war der Augustin mit seinen lustigen Liedern noch lange in aller Gäste Munde.

Das Bierlokal trägt heute den Namen „Griechenbeisl“. Die Lieder vom lieben Augustin kennen wir heute noch.

*Der liebe Augustin am  
Fleischmarkt in der Inneren  
Stadt.*



# Die Totenmette

---

Es war in einer kalten Christnacht. Der Pfarrer zu St. Stephan saß in seiner warmen Stube und las in einer alten Chronik. Er war so vertieft, dass er den eisigen Wind, der über den St. Stephansfreithof brauste und an seinen Fenstern rüttelte, gar nicht hörte. Sein ergrautes Haupt hatte er in seine Hand gestützt, seine Gedanken waren versunken in die Worte in der Chronik, die er immer wieder las, die er aber nicht verstehen konnte:

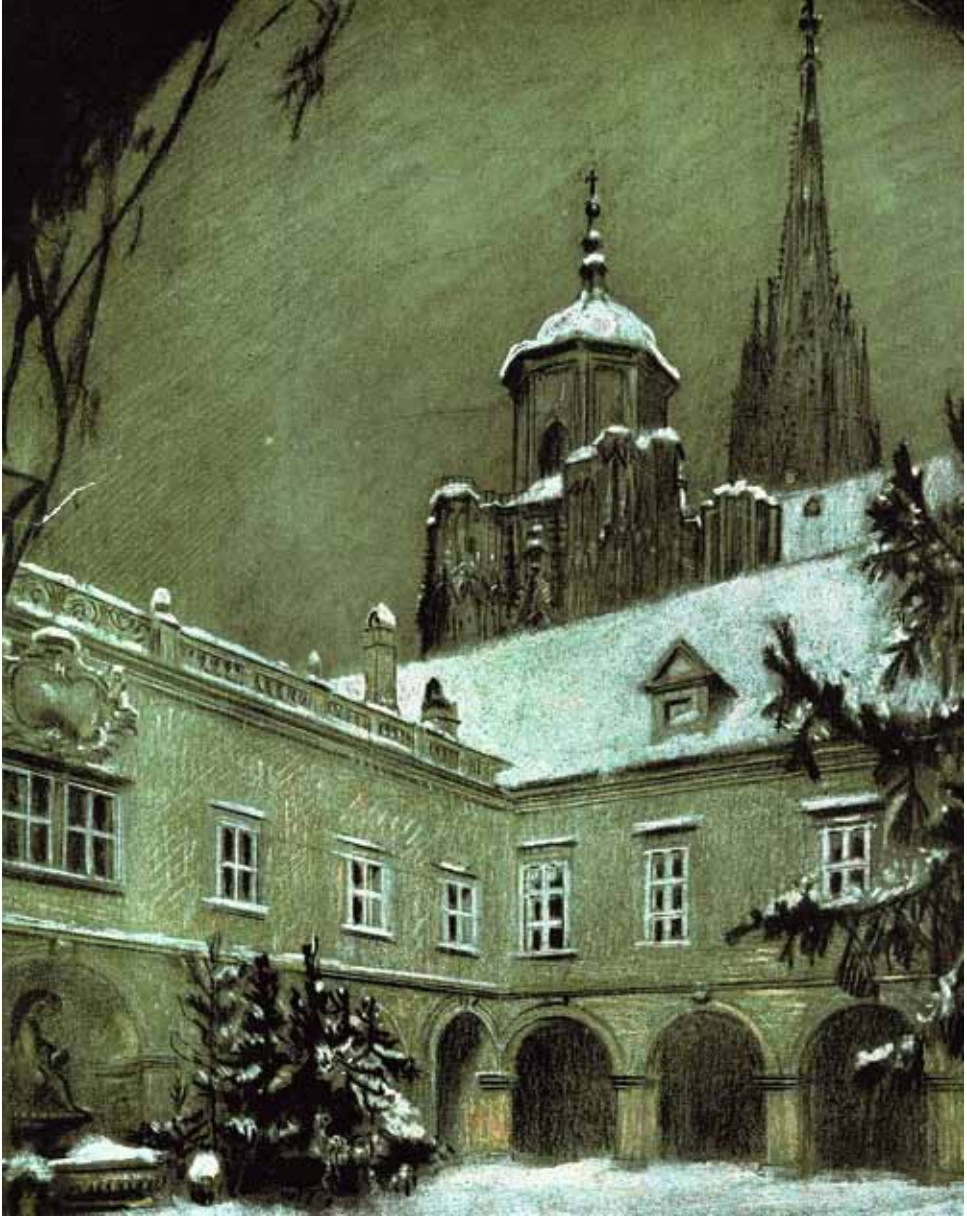
*Wen angethan mit seinem Grabgewand,  
zur Christnacht du erschaust im Gotteshaus,  
dem lisch, bevor das nächste Jahr entschwand,  
der Würger Tod die Lebensleuchte aus.*

Da hörte er plötzlich ein seltsames Geräusch. Es schien aus weiter Ferne zu ihm zu dringen. Es glich Chorgesang, doch es werde wohl der Wind sein, der durch die Fensterritzen pfeift, versuchte sich der Pfarrer zu beruhigen. Doch der Schall wurde immer ungewöhnlicher. Er trat ans Fenster und blickte zum Dom hinüber. In der dunklen Nacht war der Dom nur schemenhaft zu erkennen. Doch als er einen Lichtschein durch die Kirchenfenster vermeinte erblicken zu können und der Gesang immer deutlicher zu hören war, fasste der greise Mann Mut, zog seinen Mantel an, nahm eine Laterne und ging zum Dom hinüber.

Bevor er die Kirchentüre öffnete, blickte er zum Himmel und sprach:

*Herr, des Schirmers Pflicht,  
nicht Frevel ließ mich kommen hier heraus,  
drum, was auch immer meiner harrt,  
ich fürcht' es nicht,  
und ohne Zagen tret' ich ein in dein Haus,  
in deinem Namen öffne ich das Tor!*

Er öffnete das Tor zum Dom und trat festen Schrittes durch die Pforte. Fahles Licht erleuchtete das große Kirchenschiff. Er sah gespenstisch anmutende Gestalten, die sich langsam bewegten, alle umhüllt von weißen Gewändern. Bei genauem Hinsehen erkannte er, dass sie alle Bürger seiner Stadtgemeinde waren. Er erkannte das junge Gretchen, den alten, gebrechlichen Klaus und auch dessen Enkelkind, beim Beichtstuhl stand Frau Margarethe. Er blickte zum Altar, sah den Priester und, als



*Der Innenhof des Erzbischöflichen Palais auf einer Kreidezeichnung um 1900.*

sich dieser umwandte, erkannte er sein eigenes greises Antlitz! Es schauderte ihn. Da hörte er vom Turm eins schlagen und all das eben Gesehene war plötzlich verschwunden. Ganz alleine stand er nun im großen dunklen Kirchenschiff.

Bebend eilte er heim in seine Stube. Dort nahm er die Feder zur Hand und schrieb die Namen aller, die er gesehen hatte, in die Chronik. Das Blatt war ganz vollgeschrieben, seinen eigenen Namen setzte er zuletzt auf die Liste.

Ein Jahr verging und wieder kam die Christnacht. Doch es fand sich kein Priester im Dome für die Morgenmette ein und auch niemand aus der Stadt war zu sehen.

*Denn hingerafft vom schwarzen Tode  
War Alt und Jung, so wie's prophezeit der Spruch,  
Und von dem Schreiber und der Beterschar  
Verblieb ihr Name bloß im Chronikbuch!*

Alle Mitglieder seiner Gemeinde hatte der schwarze Tod, die Pest, dahingerafft. Auch ihn, den Priester.

## Abraham a Sancta Clara schreibt über die Pest in Wien

---

Wer anno 1679 in der Wien-Stadt in dem Monat September hat gelebt, der muß es hoch beteuern! Solches Elend zu beschreiben erscheint unmöglich! Denn der Tod hatte solcherart gewütet, dass vielen vorkommt, es findet sich nicht eine Gassen noch Straßen, deren doch so viele in dieser volkreichen Residenz-Stadt sind, welche des Todes Grimmen nicht hätte ausgestanden:

In der Herrengasse hat der Tod geherrscht.

In der Klugerstraßen ist der Tod nicht klug gewest, sondern verschwenderisch.

In der Bogner-Gassen hat der Tod ziemlich abgeschossen.

In der Singer-Straßen hat der Tod vielen das Requiem gesungen.

In der Schuler-Straßen hat der Tod kein Vacanz gesetzt.

In der Riemer-Staßen hat der Tod aus fremden Häuten Riemen geschnitten!

In der St. Dorothea-Gassen hat der Tod keinen Feiertag gehalten!

In der Leiber-Straßen, Wallnerstraßen, Breiner-Straßen, Kärner-Straßen, Donfalt-Straßen, Wiplinger-Straßen hat der Tod einen Straßenräuber abgeben.

In der Nagler-Gassen hat der Tod seine Pfeil gespitzt.

In der Himmelpfort-Gassen hat manchen der Tod in den Himmel geschickt, oder darneben.





*Die Pestsäule am Graben wurde nach einer Pestepedemie 1679 im Auftrag von Kaiser Leopold I. errichtet. Sie wurde 1693 vollendet.*

In der Johannes-Gaß ist der Tod Joannes in eodem gewest.  
Auf dem Hohen Markt hat der Tod viel erniedrigt!  
Auf dem Fischmarkt hat der Tod keinen Fasttag gehabt.  
Auf dem Neuenmarkt hat der Tod keinem nichts Neues gemacht.  
Auf dem Kohl-Markt hat der Tod nichts als kohlschwarze Trauerkleider verursacht.  
Auf dem Kienmarkt hat der Tod auch angezündet!  
Auf dem Bauernmarkt hat der Tod viel Bürger angetroffen!  
Auf dem alten Fleischmarkt hat der Tod auch seine Fleischbank gehabt.  
Auf dem Saumarkt, nunmehr Schaumarkt genennt, hat der Tod manches Spektakel erwiesen.  
Auf dem Graben hat der Tod nichts als eingraben!  
Auf der Freyung waren wenig befreit vor dem Tod.  
Auf dem Heidenschuß hat der Tod nach den Christen geschossen.  
Auf dem Juden-Platz hat der Tod ziemlich geschachert.  
Auf der Sailerstatt hat der Tod vielen die Fallstrick gelegt.  
Auf der Brandstatt, auf dem Salzgries, auf dem Katzensteig hat der Tod viel gemauert.  
Den Sauwinkel hat der Tod ziemlich gesäubert.  
Bei den zwölf Aposteln hat der Tod den Ischariot abgeben!  
Auf dem Grünanger hat der Tod gemacht, dass viel wie ein Gras verdorret, omnis caro foenum! (Alles Fleisch wird zu Heu)  
Den Peters-Freithof hat der Tod bei seinem Namen gelassen.  
Auf der Hohen Brücken hat der Tod manche gestürzt.  
Im Ofenloch ist manchen der kalte Todschweiß über das Gesicht geronnen!  
In dem Schlossergassl hat der Tod vielen die Tür aufgesperrt in die Ewigkeit.  
In dem Jungfraugassl hat der Tod galanisirt.  
Im Judengassel hat der Tod keinen Sabath gehalten.  
Im Blutgassl ist auch der Tod nicht schamroth geworden!  
In dem Strohgassel hat er manchen auf dem Strohsack erwürgt.  
In dem Färbergassl hat der Tod zum erstenmal die bleiche Toden-Farb angestrichen!  
In der Schenker-Straßen hat der Tod nicht vielen das Leben geschenkt.  
In der Landskron hat der Tod den Zepter geführt!  
Auf der Fischerstiegen sind dem Tod viel ins Netz geraten.  
Im Stock im Eisen hat der Tod sich hart genug gezeigt.  
In Summa, es ist keine Gassen noch Straßen, ob ihr Namen hier beigefügt ist oder nicht, sowohl in Wien als in den weiten Vorstädten, welche der rasende Tod nicht hätte durchstrichen!

## Alle neune

Es war an einem heiteren Septemberabend, als nach der Vesper einige lustige Gesellen auf dem Berghofe am Hohen Markt bei Geigenspiel, Becherklang und Kegelschieben sich bis in die Dämmerung hinein unterhielten. Nur der Mond beleuchtete die Straßen, eine Straßenbeleuchtung kannte man zu dieser Zeit ja noch nicht. Die Gesellen verließen die Schenke, jeder trat seinen Heimweg an. Mancher von ihnen holte sich dann noch daheim ob der späten Heimkehr kräftige Schelte von seinem wartenden Eheweib.

Nur ein einziger, Kunrat, war im Berghof zurückgeblieben, doch der machte Lärm wie zehn andere, so betrunken war er. Er war in der Tracht der Wiener Bürgersleute gekleidet, wenn auch ein wenig nachlässig aussehend und war wie besessen bei seinem Kegelspiel. Bei jedem Wurf traf er alle Neune, schrie begeistert auf und belohnte sich jedes Mal mit einem Glas Wein, welches er in einem Zug leer trank. Wegen dieses Verhaltens erhielt er von den Kumpanen den Beinamen „Ewigtrunkh“. Damals, im 16. Jahrhundert, hatte man noch keine Familiennamen gekannt. Man fügte dem Taufnamen entweder das Amt oder das Gewerbe, welches man ausübte, den Namen der Heimatstadt oder auch Eigenschaften, seien es gute oder böse, zu. Auch erfand man komisch klingende Namen, oft auch Spottnamen.



*Die Türmerstube des Stephansdomes auf einer Ansichtskarte um 1930.*



Als nun Kunrat, der Ewigtrunkh, weiterspielte und -zechte, trat schließlich der Wirt des Berghofs zu ihm und sprach: „Kunrat, hast du denn nicht schon genug gespielt und getrunken, denke doch an dein Weib und deine Kinder, die, während du hier so viel zechst, daheim darben müssen!“

„Mein lieber Wirt, kümmert Euch um Eure Sachen und nicht um die meinen. Bin ich je in deiner Schenke auf dem Kerbholz gestanden? Nein, ich zahle stets genau! Bringt mir sofort einen Humpen Wein und lasst mich ungeschoren!“

Der Wirt entfernte sich kopfschüttelnd und nahm die trotzig hingeworfenen Münzen des Trunkenbolds.

Der wiederum nahm die Kugel neuerdings auf, doch verfehlte er diesmal die Kegel zur Gänze, denn es hatte sich während des Ausholens eine Hand schwer wie Blei auf seine Schulter gelegt. Zornig blickte er um sich.

Da stand ein kleines Männchen, ganz in Grau gekleidet, und blickte mit seinen stechenden Augen Kunrat an. Der stürzte zornig seinen Becher Wein in seine Kehle und herrschte den Eindringling an: „Was soll das, fasst mich nicht an, lasst mich in Ruhe!“ Er griff neuerdings zur Kugel und schob wieder ins Leere!

„Herr geht und lasst mich in Ruhe spielen! Eure Gegenwart stört mich, ich brauche Euer Zusehen nicht!“ Da ertönte eine hohle Stimme, geradeso als ob sie aus einem Grabe kommen würde: „Lass ab, ewiger Trunkenbold, lass ab! Wie lange gefällt es dir noch, zu schieben im Mondenschein und Sternenschimmer?“ „Was geht Euch das an? Ich kann spielen solange ich will, bis morgen früh, selbst bis zum jüngsten Tag! Kommt, spielt lieber mit!“

„Ich spiele nicht. Wenn die Abendglocke vom Dome läutet, horch, eben sind die letzten Schwingungen des Glockenschalls verklungen, solltet Ihr beten, wie's Brauch ist!“

„Was kümmert mich der Glockenklang, die fallenden Kegel haben einen lieblicheren Ton!“

Etwas später sagte er, nachdem ein helles Klingen zu hören war: „Horch, jetzt geht gerade ein Priester zum Stephansdom, er kommt gerade von einem Sterbenden. Geh doch hinter dem Priester ehrerbietig nach, das heilige Sakrament der letzten Ölung mahnt zur Andacht!“

„Hör auf mit deinen weisen Sprüchen! Meinetwegen, ich folge dem Priester zum Dome, aber hinauf zur Schiebstatt, dort spiele ich mit dir um Mitternacht, dass die frommen Wiener meinen, es hantiere oben der böse Geist mit seinen Gesellen.“

„So komm also“, flüsterte der Graurock, „wenn du Mut hast, kegle mit mir auf der Stephans-Schiebstatt.“

Beim Weg durch die stillen, menschenleeren Gassen ertönte der schwere Schritt Kunrats, alleine bemerkte er mit Schaudern, dass seines Begleiters Stiefel keine Geräusche erzeugten, der schien über das Pflaster zu schweben. Der Graurock wurde

ihm immer unheimlicher. Schweißtriefend schleppte er sich die Stiegen zur Turmstube hinauf. Geräuschlos folgte sein Begleiter.

Endlich oben angelangt, fragte Ewigtrunkh höhnisch, er hatte wieder ein wenig Mut gefasst:

„Wirfst du immer alle neune?“ „Ich wette auf jeden Wurf und verliere ich, so zahle ich dir auf der Stelle jeden Betrag, den du begehrt!“

„Es gilt!“, sprach Kunrat, aber merke wohl, hier ist's nicht wie auf den anderen Kegelbahnen, hier stellst du dich mit dem Rücken zu den Kegeln und wirfst die Kugel durch deine gespreizten Beine nach dem Ziel! So wirf denn alle neun!“ Rief's und warf einen Kegel in die Nacht hinaus.

„Du zuerst!“, donnerte grimmig der Graurock und seine Gestalt wuchs riesenhaft an, „und gelingt es dir nicht, alle neun zu treffen, bist du mir verfallen und kommst nicht mehr lebend vom Turme! Höre, die Stunde meiner Herrschaft fängt zu schlagen an! Jetzt tritt du alle neune!“

Es schlägt Mitternacht. Die Geisterstunde fiel zentnerschwer auf Kunrats Herz. Wie von Fieber geschüttelt, klapperte er mit den Zähnen und begann verzweifelt nach dem neunten Kegel zu suchen. Der aber lag unten auf dem Rossmarkt, so hieß damals der Stock-im-Eisen-Platz. Todesschweiß bedeckte Kunrats Stirne: „Den neunten Kegel muss ich haben!“, stöhnte er ängstlich und heulend. Wütend zählte er die Kegel einmal, zweimal, zehnmal, es waren nur acht!

Da rief das Graumännlein: „Nun toller Bursche, ich brauch ihn nicht. Der Tod trifft auch neune, wo nur achte sind!“

Darauf warf Freund Hein – es war der Lebenslöscher – die Kugel gewaltig, die Kegel stürzten mit hohlem Gerassel zusammen und Kunrat, der Ewigtrunkh, sank neben ihnen leblos zusammen. Er war selbst anstelle des neunten Kegels gefallen. So fand ihn am Morgen der Turmwächter.

Noch einige Jahrhunderte danach war es Sitte, dass die Besucher der Türmerstube auf die Erlösung des Verunglückten einen Schub taten.

Bis vor hundert Jahren befand sich in dem kleinen Zimmer neben der Wohnung des Turmwächters von St. Stephan die Kegelstatt und diente, wie in alten Zeiten, an Sonntagnachmittagen den Gesellen zur Unterhaltung. Die Bahn war kurz, sodass man sich bücken und, durch die Füße durchsehend, von hinten nach vorne die Kugel auswerfen musste.

# Das Donauweibchen

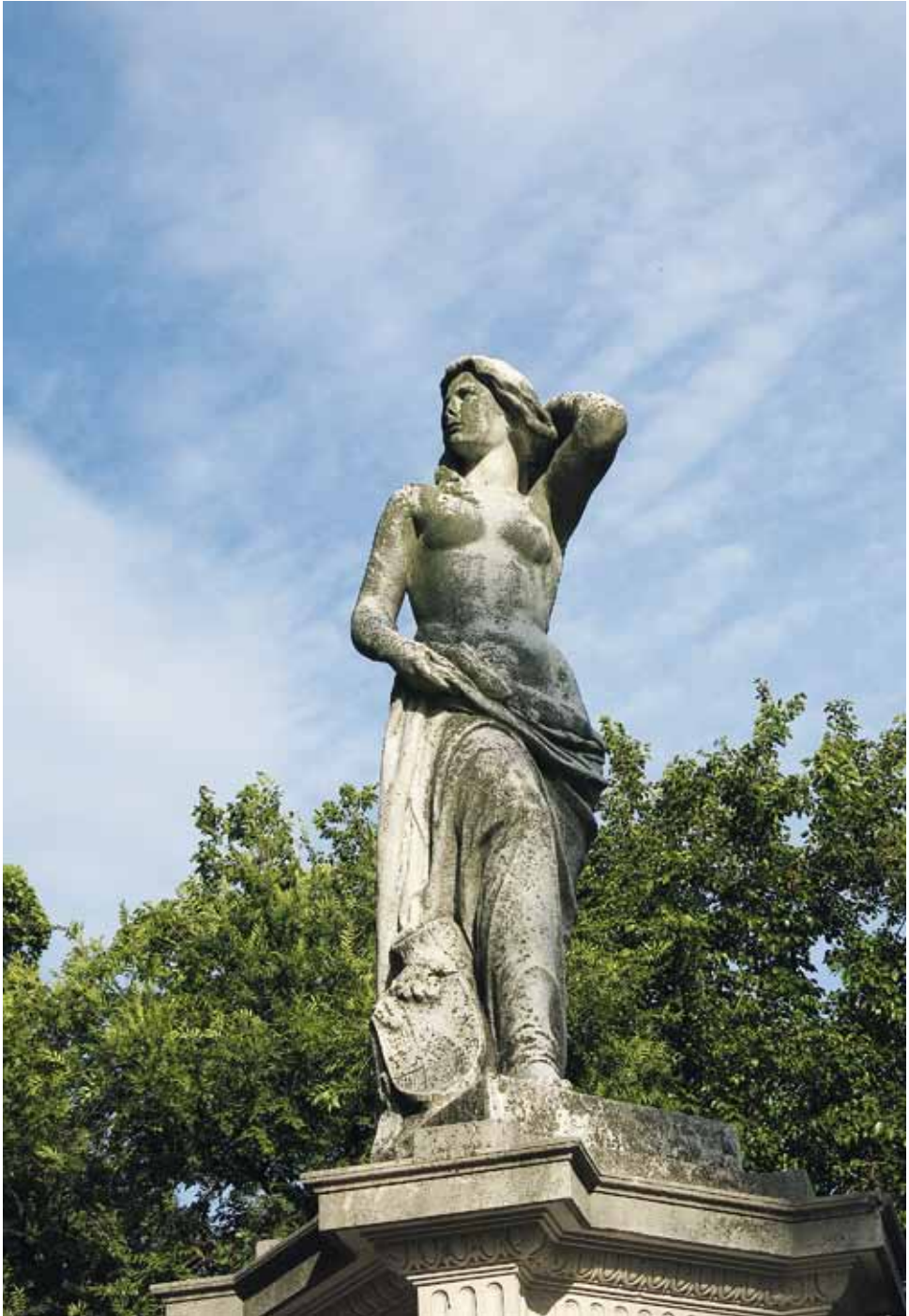
---

Seit jeher war das Leben der Bewohner am Wasser gefährlich. Die Leute, ob sie nun Fischer oder Schiffer waren, hatten großen Respekt vor der Urgewalt dieses Elements und waren stets in Sorge, durch die bedrohlichen Naturgewalten in Gefahr zu gelangen. Unzählige Geschichten erzählen uns über unheimliche Geschehnisse. Erzählungen von schauerlichen Unglücken, Verderben bringenden Sturmfluten und Hochwässern, aber auch über seltsame Wasserwesen kursierten über die Jahrhunderte hinweg.

Wassernixen sehen wie schöne Menschenfrauen aus. Sie haben goldblondes, langes Haar und ein besonders schönes Antlitz. Als elfenzarte Wesen mit weißem Schleier schweben sie und Wasserkränze zieren ihre Häupter, wenn sie aus den Fluten auftauchen. Nur mit den Händen und Füßen ist es nicht so wie bei den Menschen. Sie haben keine Finger und anstelle der Beine haben sie flossenartige, schuppig glänzende Fischschwänze. Gehen sie an Land, deckt ein weißes, wallendes Gewand ihre andersartigen Füße zu. Nur der nasse Saum des Kleides verrät, woher sie kommen.

In Wien steht angeblich am Grunde der Donau der Palast des Nixenkönigs Danubius. Er ist aus blauem Glas gebaut und umkränzt von wunderschönen Wasserrosen. Er lebt dort mit seiner Frau und seinen Nixentöchtern, die im Volksmund auch Donauweibchen heißen. Man berichtet auch, dass im Glasschloss des Donaufürsten irdene Töpfe stehen, worin die Seelen der Ertrunkenen gefangen gehalten werden.

In einer kleinen Fischerhütte, sie stand unweit der großen Stadtmauer Wiens am Donaustrom, lebten ein alter Fischer und sein Sohn. An einem kalten Winterabend, die Donau war schon seit Wochen zugefroren, saßen beide in der warmen Stube und reparierten die alten Netze. Und wie es an solchen Abenden üblich war, erzählte der alte Fischer mancherlei Geschichten über böse und gute Geister und über die Mär vom Donauweibchen. Da ging plötzlich die Türe auf, der kalte Ostwind fegte durch die Stube und eine Donaunixe stand in der Türe. Die beiden Fischer waren starr vor Schreck. Der Alte schlug ein Kreuz, dem Jungen blieben Augen und Mund offen. „Ich meine es gut mit euch, habt keine Angst“, sprach die schöne Donaunixe. „Ich komme nur, um euch zu warnen. Mein Vater, der Donaufürst Danubius hat starke Südwinde für die nächsten Tage bestellt. Das Eis wird in Kürze brechen und die Wellen werden beide Ufer überfluten. Eure Hütte sowie das ganze Dorf werden in den Fluten versinken. Rettet euch schnell, es ist höchste Eile!“, sprach sie und war im Augenblick verschwunden.



*Die Statue des Donauweibchens im Stadtpark.*



Die beiden meinten geträumt zu haben. Dennoch verständigten sie alle Nachbarn und berichteten von dieser Erscheinung. Alle beschlossen, ihre Hütten binnen kurzer Frist zu räumen. Schon am Morgen des nächsten Tages gab es heftigen Südwind. Die Flussufer waren binnen kurzer Zeit überschwemmt, nur die Rauchfänge der ärmlichen Hütten ragten noch aus dem Wasser.

Endlich zog der Frühling ins Land. Frühlingsblumen verzauberten die Uferwiesen. Die Sonne trocknete die feuchten Hütten aus und die Fischerleute besiedelten wieder mit Freude ihr Heim. Alle waren glücklich, einzig der junge Fischersohn war nicht mehr der Gleiche. Er wurde immer stiller, seine Blicke schweiften immer wieder in die Ferne und er lauschte stundenlang dem Plätschern des Stromes. In den Nächten konnte er nicht schlafen und wurde immer unruhiger. Dem Vater wurde ganz weh ums Herz, er ahnte die Sehnsucht seines Sohnes nach dem wunderschönen Donauweibchen. Eines schönen Frühlingsabends fuhr der junge Fischer mit seinen Netzen hinaus auf den Strom und kehrte nicht mehr zurück. Am nächsten Morgen fanden die Nachbarnleute sein leeres Boot. Im Netz, welches im Boot lag, fand man ein Kränzlein mit Wasserrosen. Es war sein letzter Gruß.

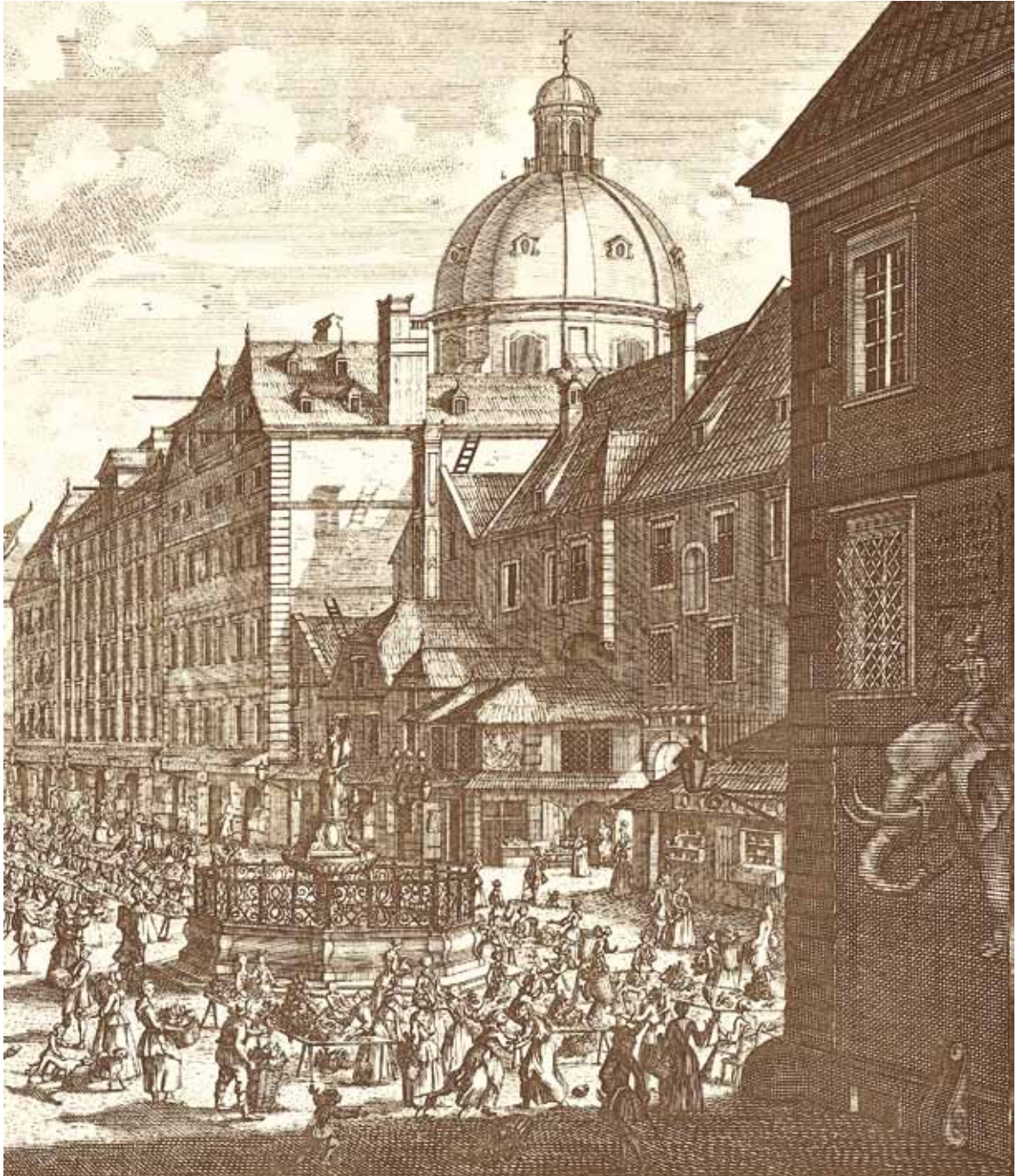
Seit diesem Tage sah man in Wien kein Donauweibchen mehr. Aber im Stadtpark, beim Kinderspielplatz, sieht man eine Wassernixe aus Stein, in deren Kleiderfalten einige Fischlein hängen.

## Das Elefantenhaus

---

Das Elefantenhaus befand sich am dem Stephansdom zugewandten Ende des Grabens. Man musste damals an diesem Haus vorbeigehen, um zum Stockim-Eisen-Platz zu gelangen. Das Haus erhielt seinen Namen von einem Steinrelief, welches im ersten Stock des Gebäudes angebracht war. Es zeigte einen mächtigen Elefanten, auf dem ein Mann ritt. Das Bildnis erinnerte an einen höchst bemerkenswerten Fall, der sich Mitte des 16. Jahrhunderts hier ereignete.

Am 14. April 1552 kehrte Erzherzog Maximilian, der spätere Kaiser Maximilian II., aus Spanien nach Wien zurück. Die Stadt war in höchster Aufregung, da verlautet wurde, der Erzherzog werde mit seiner Gemahlin, der schönen Marie, Tochter seines Oheims Kaiser Karl V., einen feierlichen Einzug halten. Schon am frühen Morgen wurden alle Straßen mit Blüten, grünen Zweigen, flatternden Fahnen und Teppichen geschmückt. Um zwei Uhr war es dann so weit, der kaum 25-jährige Erzherzog erschien mit seiner blühend schönen Gemahlin. Er brachte von seiner Reise aus Spanien seinen glänzenden Hofstaat mit und eine Fülle von Geschenken. Die



*Das Elefantenhaus befand sich nahe dem Stock-im-Eisen-Platz und wurde im Jahre 1866 abgetragen.*

Pracht des Zuges mit den goldenen Kutschen, die geschmückten Pferde, die goldbestickten Gewänder der mitreisenden Adeligen waren überwältigend. Im prunkvollen Zug wurden auch viele exotische Tiere vorgeführt. Doch all dies wurde von einem den Wienern völlig unbekanntem Wesen, einem überaus mächtigen Tier, welches im Tross mitmarschierte, übertroffen. Es war ein schwarzes, kolossales Ungeheuer, das aussah, wie ein auf vier runzeligen Säulen langsam dahinwankender Berg mit großen Ohren, einer langen Nase und zwei furchteinflößenden weißen Zähnen! Erst als das Tier näher kam und man es vorsichtig betasten konnte, begann die Furcht allmählich zu schwinden. Der galante Prinz ließ den Zug manchmal anhalten, um den Wienern die Gelegenheit zu geben, dieses Wundertier besser betrachten zu können. So verlief der Umzug, der beim Kärntnertor begann, zur Freude der Menschen problemlos, man ging Richtung Graben, damals hieß er noch Grünmarkt.

Unter den Zuschauern, welche am Straßenrand standen, war auch Marie Gnieger, die Gemahlin des Hausbesitzers „Zur goldenen Krone“. Sie hatte ihr fünfjähriges Töchterchen im Arm, als sie, just als der Elefant vorbeikam, einen Stoß erhielt, worauf ihr das Kind entglitt und vor dem Riesentier auf die Straße fiel. Ein hundertstimmiger Aufschrei ertönte und alle blickten entsetzt auf das Kind vor dem Elefanten! Doch dieser nahm mit seinem Rüssel das Mädchen behutsam auf und reichte es der vor Schreck erstarrten Mutter. Die Menge sah dies und brach in Freudengeschrei aus. Mit Jubelrufen begleitete man das Tier auf seinem weiteren Zug durch die Straßen. Der Vater des Mädchens, der Hausbesitzer, ließ daraufhin zur Erinnerung an diese Begebenheit an der Seite der Grabengasse, durch die der Dickhäuter gekommen war, ein kolossales Abbild des Elefanten aus Sandstein anbringen. Darunter wurde der Vers geschrieben:

*Dies Tier heißt Elephant,  
Welches ist weit und breit bekannt,  
Seine ganze Größ, also Gestalt,  
Ist hier gar fleißig abgemalt;*

*Wie der Kaiser seinen Sohn Maximilian  
Aus Hispanien hat bringen la'n  
Im Monat Aprilis für wahr,  
Als man zählt 1552 Jahr.*

Der „brave“ Elefant, sein spanischer Name war Beppo, wurde in den darauffolgenden Wochen zur Besichtigung in eine Scheune beim Wienfluss gebracht. Später, die Wiener gaben ihm inzwischen den Namen Peppi, in die Menagerie des kaiserlichen Lustschlosses Kaiser-Ebersdorf. Das Wiener Wetter vertrug Peppi aber offensichtlich nicht, er starb bereits nach einem Jahr!